

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 52

Artikel: Schein und Sein [Schluss]
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 52 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 27. Dezember 1924

~ Zum neuen Jahr. ~

Von Ernst Ojer.

Es ist ein Jahr vergangen,
Ein Jahr voll Lust und Leid,
Mit menschlichem Verlangen
Und göttlichem Bescheid.

Die Dornen säumten die Pfade,
Auch Blüten hell und rot.
Viel Leben wuchs aus Gnade,
Seine Ernte schnitt der Tod.

Der Friede rings im Lande,
Pochte an Tür und Tor.
Aus dem erlosch'nen Brande,
Sein Weihrauch stieg empor.

Es blieb manch' Tor verschlossen,
Auf wallt' viel heißes Blut.
Verbittert und verdrossen
Noch geht's um Hab und Gut.

Still kam die Liebe gegangen,
Sie schritt in das Elend hinein.
Sie stillte des Hungers Verlangen
Und linderte Not und Pein.

Sie trat zum Bett der Kranken,
Stritt mutig mit Sünde und Scham.
Der Augen heißes Danken
Ward ihr aus Kummer und Gram.

So wechselnd ohne Ende,
Sehn weiter Liebe und Leid

Herr, an des Jahres Wende
Segne sie allebeid!

Aus „Sonnenjenseits und Schattenjenseits“.

~ Schein und Sein. ~

(Schluß.)

Skizze von Felix Moeschlin.

2

Der Regisseur begriff, daß der Fall ernst war. „Wenn es nicht gerade dieses Spiel wäre“, fuhr die Buchhold langsam fort, „wenn ich nicht diese erschütternden Worte zu sprechen hätte. Die Gegensätzlichkeit erschlägt mich, die Gegensätzlichkeit, verstehen Sie!“ Ja, das konnte sich der Regisseur schon denken. Aus einem unwillkürlichen Trieb des Herzens heraus fuhr er ihr über die Stirne. Sie schaute ihn dankbar an. Er dachte nicht mehr daran, daß es sich um den Erfolg einer Aufführung handelte. Wichtig war nur noch das, daß hier ein Mensch schwer zu kämpfen hatte. „Sehen Sie, Fräulein Buchhold, dulden muß der Mensch sein Kommen und sein Gehen in die Welt, stark sein ist alles, sagt Shakespeare. Mehr kann auch ich nicht sagen. Wollen wir nicht versuchen, stark zu sein?“ Er schwieg, und in dieser Pause wurde der Gedanke ans Theater wieder in ihm lebendig. Diesmal als ein Weg der Rettung. „Wollen wir nicht versuchen zu spielen, trotz alledem, Fräulein Buchhold? Nicht meinetwegen, nicht des Kleinen Theaters wegen, nein, Ihretwegen! Wollen wir nicht versuchen, uns selbst zu vergessen, und Maria zu sein? Die Leute werden sich heute drängen, und alle werden auf eine Maria warten, alle haben Sie nötig. Glauben Sie nicht, daß dies eine Rettung sein könnte, ganz aufzugehen in dem, was Sie zu spielen haben, und so vielleicht einmal nicht mehr zu spielen, sondern zu leben? Maria zu leben und

damit sich selber retten? Sind wir nicht alle unschuldig, trotz unserm Tun, o, ich weiß, sind wir nicht alle Kinder, trotz unseren Jahren, die nicht immer rein und gut gewesen sind? Immer noch haben wir die Kraft, sicherlich haben wir sie, über uns selber hinaus groß und hell und heilig zu sein, und wäre es auch nur für zwei Stunden. Und sind wir damit nicht selber gerettet? Wenn Sie aber hier liegen bleiben, wer soll Sie dann retten? Und wissen Sie letzten Endes nicht, daß das Theater, das schlimme und süße Theater eben doch Ihr Leben ist? Daß Sie hier bloß verzweifeln, dort aber immer wieder neue Kraft finden müssen?“

Sie schaute ihn forschend an. Sie wußte nicht recht, was er gesagt hatte. Zu viele innere Stimmen sprachen zu ihr. Aber hinter seinen Worten hörte sie einen Ton, der sie ergriff und gläubig stimmte. „Ich komme“, sagte sie leise. Und setzte dann hinzu: „Ich habe ja nichts zu verlieren.“ Der Regisseur war auf einmal wieder berechnende Aktivität. „Dank schön, Fräulein Buchhold, den Wagen lasse ich Ihnen hier. In einer Viertelstunde erwarte ich Sie im Theater. Nehmen Sie zwei Aspirin. Gelobt und beschworen?“ — „Beschworen“, sagte sie lächelnd. Er rannte hinaus. Sie stammelte noch sinnend: „Was tue ich?“ Dann kam die Geschäftigkeit über sie.

Die Marktwitz hatte eine ihrer bekannten Szenen ge-



Sigrist: Ruhe auf der Nacht.

macht, die Kolleginnen hatten geflüstert und getuschelt, an vielsagenden Blicken hatte es nicht gefehlt, aber nun kniete Maria draußen auf der Bühne und sprach mit dem Engel, nun saß sie im Stall zu Bethlehem und hielt das Christkindlein auf dem Schoß. O, das Kindlein war ja nur eine Puppe und Maria nur die schwache, hilflose, unglückliche Buchhold. Aber kein Mensch dachte mehr daran, nicht sie selber, nicht die Kolleginnen, nicht die Zuschauer in dem bis zum letzten Platz besetzten Saale. Das war das Jesuskindlein, der Erlöser der Welt, das war Maria, die jungfräuliche Mutter. In den ersten Augenblicken hatte sie noch deutlich gespürt: Zwischen zwei Welten bin ich gestellt, hier auf der Bühne. Hinter mir die Ungläubigen, die Spötischen, die Hämischen, die Gehässigen, vor mir die Gläubigen, die Hoffenden, die Sehnsüchtigen. Ich zwischen beiden, was wird mir geschehen? Aber dann war sie hineingesunken in das Wort, und aus dem Wort in das Erleben, und aus dem Erleben in das Wesen. Und nun spielte sie nicht mehr, sie war, nur blickartig brach die Wirklichkeit in ihr Bewußtsein. Aber diese Blitze vermochten nicht, ihre nachtwandlerische Sicherheit zu erschüttern, ja, in einer Pause, da sie lange nichts zu sagen hatte, ging aus dem Wechsel von Wirklichkeitsgefühl und Traum eine solche helle Wahrheit glückhaft auf, daß ihr die Tränen in die Augen stiegen. Wie hatte sie so schwach sein können

in ihrem tiefsten Weibesgefühl, in ihrem wahren Mutterwesen. War nicht jedes Kind vom heiligen Geiste? Sollte der heilige Geist tot sein in der Welt? Nein, er lebte, und würde immer leben, und jedes Kind war Erlöser, nicht nur das Jesuskind. So erschütternd und ergreifend brach das in ihr auf, daß sie wie verklärt dasaß und niemand diesem Schimmer auf ihrem Antlitze, dem Antlitze einer leidenden und doch gebenedeiten Frau, begegnen konnte, ohne ergriffen und erschüttert zu sein. Es ging etwas von ihr aus, das für eine halbe Stunde wenigstens die Welt verwandelte. Die Ergriffenheit stieg aus dem Saale auf die Bühne, floß von der Bühne in den Saal, eine die andere steigend. Der Regisseur hatte das noch nie erlebt, der Direktor selber spürte Tränen in den Augen und wischte sie nicht einmal weg. Da gab es kein Getuschel und Geflüster mehr. Allen sichtbar thronte Maria über der Lüge und dem Schmutz und dem Verderben der Welt als reine Magd und ihr Kind war der Erlöser....

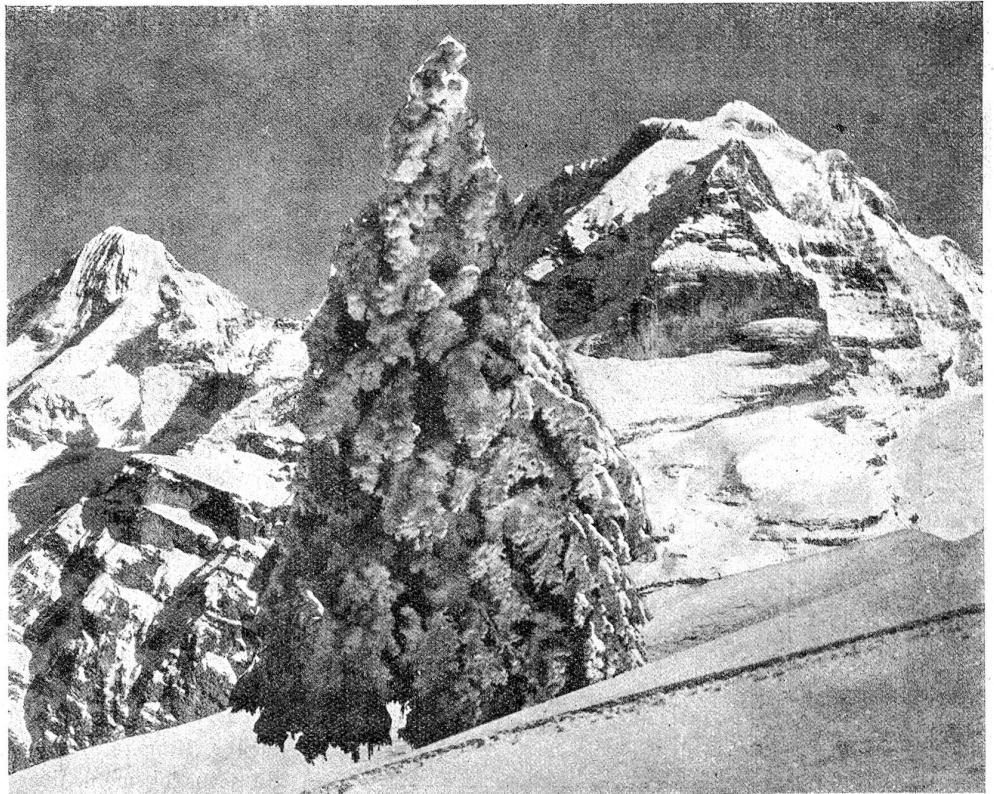
Als der Vorhang gefallen war, zehnmal gefallen war, zwölfmal, denn die Leute klatschten, als wollten sie als mühten sie mit diesem Klatschen Herr werden über ihre Ergriffenheit, die ihnen die Füße lähmte, saß die Buchhold noch eine Weile totmüde mit halbgeschlossenen Augen in der Garderobe, wieder im Fieber, wieder in der Schwäche, während ihr die jugendliche Naive die Sandalen löste, die Haare aufband, ihr in allem half wie eine Schwester und die andern teilnehmend mit guten, frohen Worten um sie standen. Dann gab sie ihren Kolleginnen die Hand, links und rechts gab sie die Hand, die ganz kalt war, spürte Wärme und Kameradschaft, ließ es sich gerne gefallen, lächelte und ging in diesem Lächeln hinaus, hörte wie von fern die begeisterten Worte des Regisseurs, das überlaute Kompliment des Direktors, sagte etwas geschäftsmäßig, daß sie auf den Wagen verzichte und lieber zu Fuß gehe, und sah nur den Mann, der an der Treppe auf sie wartete.

Da stand der erste Held, bleich und angegriffen, doch immer noch mit seiner etwas spöttischen Miene, die so vielen Frauen gefährlich geworden war. Langsam gingen sie miteinander durchs Tor, freundlich, fast herzlich stützte er sie auf der Treppe und sagte draußen, da sie allein im Schatten der Wand gingen, dem hellen Lichte des Platzes entgegen: „Das war schon gut, deine Maria, ja, und hier habe ich nun Gottseidank auch die Adresse des Doktors.“ Die Buchhold schaute erstaunt geradeaus. Wußte er es denn noch nicht? Wußte er nicht um ihr Erlebnis? Hatte es ihm verborgen bleiben können? Schon leuchtete sie taghell auf im Scheine der blendenden Lampen, da blickte sie wehmütig lächelnd zu ihm empor, sah im Hüschen und Vorübergleiten der Menschen nur ihn, faßte das Papierchen, das er ihr gegeben, mit harten Fingern und zerriß es entscheidend, endgültig, ohne den Namen, den es trug, gelesen zu haben. „Ach“, sagte sie leise, „ich brauche keine solche Hilfe mehr, ich hab' mich ganz ergeben und will tragen, was ich tragen muß. Und helfen werd' ich mir schon selber, sei unbesorgt. Ich will jetzt nur immer dran denken, daß jedes Kindlein vom heiligen Geiste ist...“

Er starrte sie an und verstand sie nicht, dann senkte er den Kopf, wie von einer Schwäche ergriffen. So ver-

harrte er eine Weile, ohne ihre Dauer zu ermessen. Die spöttische Miene war aus seinem Antlitz gewichen.

Als er den Kopf wieder hob, spürte er fröstelnd, daß er allein stand, sah sie, die schon fern gegen die dunkle Öffnung einer Straße ging, und folgte, überwältigt und erleuchtet, mit energischem und beschleunigtem Schritt wie erlöst ihrer Spur. (Ende.)



„Berg-Winterlandschaft im Berner Oberland. (Kliffsee, Brügger, Meiringen.)

Ein Tropfen fällt: es klingt
Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis an Kreise.
Und weiter immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?
Es war ein Leben nur
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben. Wackernagel.

Silvesterabend.

(Nach Tagebuchskizzen aus einem Ski-Ferienlager.)

Von E. D. Schütz.

Eben war die schwerbepackte Postpatrouille herangekehrt. Sie war heute zum zweiten Male aus unserer verschneiten Skihütte gefroren, auf gut Glück durch wirres Flockengeringel talwärts gelaufen und hatte jetzt auf tief verschneiter Spur nach zweistündigem steilen Anstieg aus der Grindelwaldner Post die letzten Schätze herausgeholt. Unsere vielen Briefe und Karten, die wir vor drei Tagen, als starker Schneefall die Mauern um unsere Ertschfeldhütte immer höher zog, an alle Tanten, Cousinen und Schwestern — überhaupt an alle, die ein weiches Herz zu besitzen schienen — geschrieben hatten, mußten also doch gewirkt haben. Nun ja, welches Mutter- oder Schwesterherz hätte da widerstehen können, wenn „Muschle“, unser Kleinster, seine kurze, stereotype Kartenformel setzte: „Wir haben 2½ Meter Schnee, aber nichts zu essen!“

Drinne in der heimeligen Stube strahlte der steinerne Trittstein eine behagliche Wärme aus. Zum Föhnlein unserer 7 Aufrechten hatte sich Chrigel, der Hüttenbube aus dem benachbarten Hertenbühl, hinzugesellt; denn es nahm ihn eben doch Wunder, wie so merkwürdige Stadtmenschen wohl Silvester feiern würden. Seine Pfeife schmauchend, saß er im Hintergrund der Stube auf einem Lischentbett, während wir anderen uns um den Tisch herum scharten und mit Küchenmesser, Beil und Schere bewaffnet den vielen Postpaketen beizukommen suchten. Und als die vielen guten Sachen auf dem Wandbrett Parade standen, trug der stolze Herr Küchenchef, der zu Ehren des Abends in einer blendendweißen Küchenschürze erschien, einen mächtigen Topf Silvesterpunsch auf. Die unermüdet flappernden Jungen brachten Chrigel stadtbürgerliche Erlebnisse bei, und die Älteren schwelgten im Entwerfen von Plänen großartigster Skitouren. Wir hatten Dorset und ließen Humor, Spiel und Kurzweil zu ihrem Rechte kommen.

Mit vorrückender Stunde schwiegen die Klappermäuler.

Sie zupften sich ein molliges Ruheplätzchen zurecht und lauschten ihren größeren Kameraden: Da erzählte einer von früheren Silvesterabenden, die er in den Bergen verbracht hatte; er führte uns in Gedanken nach der Stadt zurück, wo die Berner jetzt bei trüber, nebelgrauer Witterung wohl in den feuchten Gassen herumstehen möchten; er hieß uns vergleichen.

Ein Wort gab das andere. War der eine mit seinem Geschichtchen zu Ende, sicher hatte ein anderer noch etwas, knüpfte an und spann den Faden der Erzählung weiter. Ein Ferienerlebnis, das Fred erzählte, führte uns in die geheimnisvoll-schaurige Sphäre der Gespenstergeschichten. Die Stimmung war ja wie geschaffen dafür: Ringsherum sahen die atemlos lauschenden Gestalten, vom immer schwächer werdenden Schein der Lampe getroffen, der — wie dem alten Jahr die Minuten — das Del schwand. Das Ganze war von der Stimme des Erzählenden beherrscht, der nur hie und da durch die frachenden Launen unterbrochen wurde, die drüben vom Wetterhorn oder vom Mettenberg ins tiefe Tal hinunter donnerten.

Unsere Uhren zeigten 23.45. „Wer kommt noch auf die Läden?“ Mit dieser Frage riß uns der Erzähler, mit dem wir noch eben auf einer Gespensterjagd durch finstern Tann geschlichen waren, aus unserem Träumen.

Wir standen draußen. Nur die Größeren hatten sich gemeldet. Der Westwind hatte zu einem frischen Nordost abgedreht, der uns aus schmaler Mondsfichel ein schwaches, gedämpftes Licht scheinen ließ. Christen nahm ohne weiteres die Führung an sich. In der rechten Hand den Skistock, in der linken die Sturmlaterne, so zog er aus. Wo möchte er uns hinführen? Wir spurten gegen Hertenbühl. Keiner sprach ein Wort, jeder hatte mit sich selber zu tun. Plötzlich bog der Spitzenführer ab und schoß talwärts, das zitternde Laternenlicht mit sich führend. Stumm fuhr unsere Hölzer durch aufstiehbenden Pulverschnee. Vor einem plötzlich auftauchenden Waldgürtel stoppte ein Telemark unsere Fahrt; der Stemmist warf silbergleikende Schneekristalle in die Tannen. Dann ging es weiter. Zauberhaft warf die